

1. Vergleichen Sie die beiden Gedichte nach Form und Inhalt.

Frische Fahrt (1831) - Joseph von Eichendorff

Laue Luft kommt blau geflossen,
Frühling, Frühling soll es sein!
Waldwärts Hörnerklang geschossen,
Mut'ger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magisch wilder Fluss,
In die schöne Welt hinunter
lockt Dich dieses Stromes Gruss.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von Euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!
Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! Ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Reisen (1950) - Gottfried Benn

Meinen Sie Zürich zum Beispiel
sei eine tiefere Stadt,
wo man Wunder und Weihen
immer als Inhalt hat?

Meinen Sie, aus Habana¹,
weiss und hibiskusrot,
bräuche ein ewiges Manna²
für Ihre Wüstennot?

Bahnhofstrassen und Rueen,
Boulevards, Lidos, Laan-
selbst auf den Fifth Avenueen
fällt Sie die Leere an.

Ach, vergeblich ist das Fahren.
Spät erfahren Sie sich:
bleiben und Stille bewahren

¹ Havanna

² legendäres, vom Himmel gefallenes Brot der Israeliten

das sich umgrenzende Ich.

2. Diskutieren Sie anhand von Greiners Artikel Wert und Bedeutung der Geisteswissenschaften.

Es ist die Kultur, ihr Trottel!

Um den Menschen zu verstehen, reichen die Naturwissenschaften längst nicht aus

Von Ulrich Greiner

...Betrachten wir nur zum Spass das Verzeichnis elektronischer Dissertationen der Universitätsbibliothek Düsseldorf. Für 2003 umfasst es 110 Titel in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, neun in der philosophischen.

Nennen wir je zwei Titel: *Fluorophore für Anwendungen im High Throughput Screening und Mikrobielle Biofilme in oligotrophen Systemen* auf der einen Seite; *Jenseits der Topik – Die Herrscherbiographie der Karolingerzeit* und *Der Literaturkritiker Karl Gutzkow* auf der anderen Seite. Wir müssen von der Sache nichts verstehen, um sofort zu begreifen, dass die einen Arbeiten gesellschaftlichen Nutzen versprechen, die anderen nicht. Die Asymmetrie der öffentlichen Wertschätzung folgt strikt aus jenem Nützlichkeitsdenken, das die Bildungsdebatte vollständig beherrscht. Wenn Karl Gutzkow mit dem *High Throughput Screening* in Konkurrenz treten muss, ist der Kampf entschieden. (...)

Damit kann die Gesellschaft etwas anfangen, derlei stärkt den Standort und schafft Arbeitsplätze. Und völlig unironisch muss man zugeben, dass die Prosperität des Landes, also auch die der Geisteswissenschaften, darauf angewiesen ist. Die Frage, ob ich ein *High Throughput Screening* für mein persönliches Glück brauche und ob ich damit den Sinn meines Daseins zu erhellen vermag, ist vollkommen unerheblich, solange es irgendein Unternehmen gibt, das mit Hilfe dieses Verfahrens Mehrwert erzielen kann. (...)

Der Anerkennungswettkampf zwischen den Anwendungswissenschaften und den Reflexionswissenschaften ist längst entschieden, und es fragt sich wirklich, ob man den Geisteswissenschaften raten soll, sich auf diesem Gelände zu verkämpfen. Sie geraten unweigerlich in die Begründungsfalle, und das Ergebnis ist längst zu besichtigen, in der Installierung berufsorientierter Studiengänge und scheinbar anwendungsorientierter Forschungen kulturwissenschaftlicher Art. Die Begründungsfalle besteht aber darin, dass Fächer wie die Kunstwissenschaften oder die Theologie und Philosophie, die das Zeitlose im Zeitlichen suchen, deren Gegenstand das Wahre und Schöne und Gute (also auch das Unwahre, Hässliche, Böse) ist, den Nützlichkeitswettbewerb nie gewinnen können und, wenn sie es dennoch versuchen, ihr Eigentliches verfehlen. Die Literaturwissenschaft zum Beispiel hat eine Zeitlang von der Literatur Abschied genommen, in der Hoffnung, durch die Erforschung alltagspraktischer Dinge wie Redeweisen, Medienkonsum und Geschlechterdiskurse Relevanz zu erzielen. (...)

Von Johann Nestroy stammt eine Beobachtung, die uns immer vertrauter wird: „Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, dass er viel grösser ausschaut, als er wirklich ist.“ Wir können auch sagen: Jeder Fortschritt erzeugt etwas Neues, und durch das Neue veraltet etwas anderes. „Der Fortschritt“, sagt der Philosoph

Hermann Lübbe, „ist eine vergangenheitserzeugende Kraft. Zur Neuerungsrate verhält sich die Alterungsrate genau komplementär. Mit dem Tempo der Änderung unserer Lebensverhältnisse verfremden sich unsere Herkunftswelten, und es bedarf expliziter Anstrengungen ihrer Vergegenwärtigung, um sie aneignungsfähig zu halten.“

Die Chancen dafür stehen nicht schlecht, seitdem der blinde Zukunftsenthusiasmus, wie er sich in der New Economy, in den biopolitischen Züchtungsfantasien und in George Bushs neuer Weltordnung gezeigt hat, grauer Ernüchterung gewichen ist. Das Vergangene kehrt wieder, und sei es im Widerstand der Muslime gegen Modernisierung und Demokratisierung. Die Politik scheitert an der unterschätzten Macht kultureller Prägungen und Traditionen. „It's the economy, stupid!“, der Slogan aus Bill Clintons Wahlkampagne 1992, stimmt dummerweise nicht – es ist die Kultur, ihr Trottel! Wer dem „Rätselwesen“ auf die Spur kommen will, braucht die Geisteswissenschaften. So gesehen haben sie gute Karten, und die vergangenheitserzeugende Kraft des Fortschritts arbeitet ihnen stetig zu.

DIE ZEIT 22. 04 .2004, Nr.18

3. Interpretieren Sie den folgenden Ausschnitt aus Monika Marons³ Text „Animal Triste“.⁴

Später habe ich oft darüber nachgedacht, warum ich die Stadt damals kaum wahrgenommen habe. Ich sah zwar die aufgerissenen Strassen, die Kabel und Rohre, die wie verwesende Eingeweide überall herumlagen; die Kräne, die sich wie Saurierskelette über die Dächer beugten; ich sah, dass die Farben der Stadt sich veränderten wie die Natur in wechselnder Jahreszeit. Aber was in dieser oder jener Strasse geschah, in diesem oder jenem Stadtteil, hätte ich nicht sagen können. Dabei hatte ich mich der Stadt nie so ganz und gar zugehörig gefühlt wie in diesen Tagen oder Monaten. Ich trieb durch sie auf meinen vorgeschriebenen Wegen wie ein Tropfen in den Trinkwasserströmen, ein Lichtpartikelchen in den Helligkeitsfluten, ich war ein Stein der stürzenden Gemäuer; so aufgebrochen wie die Strassen der Stadt war ich. Von ihr und mir konnte man zu Recht behaupten, wir seien verrückt geworden. Von der Stadt sagte ich es selbst, von mir sagte es zumindest Ate.

Man konnte sich auf uns, auf die Stadt und mich, nicht mehr verlassen. Wir hielten der Gewohnheit der Menschen im Umgang mit uns nicht stand. Die Wege durch die Stadt veränderten sich täglich. Wer einem für den nächsten Tag erwarteten Besucher die Zufahrt zu seinem Haus beschrieb, konnte nicht sicher sein, dass seine Auskunft

³ Geboren 1941 in Berlin. Studium der Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte, sie schrieb als Reporterin für die Wochenpost. Seit 1976 lebt sie als freie Schriftstellerin. Ihr 1981 im Westen veröffentlichter Roman "Flugasche" wurde zu einem grossen Erfolg. 1982 folgte der Band "Das Missverständnis", 1986 der Roman "Die Überläuferin". Sie lebt heute in Hamburg.

⁴ Maron, Monika: *Animal Triste*. - Frankfurt/M: S.Fischer, 1996, 238 S.

Ein Liebesroman vor der Kulisse des sich vereinigenden Berlins. Die Erzählerin, eine ältere Ost-Berlinerin, erinnert sich ihrer verlorenen Liebe und ihres verlorenen Liebhabers. Diese Liebe wurde erst möglich durch den Fall der Mauer, die Freiheit war die Voraussetzung für ihr Glück, das allerdings am Ende radikal scheitert.

zur vereinbarten Stunde noch galt. Ähnlich erging es den Menschen wohl mit mir. Ich war nicht mehr, wofür sie mich bis dahin gehalten hatten. Ich war nicht mehr vernünftig, massvoll, ich war nicht einmal mehr pünktlich, obwohl die Pünktlichkeit mir mein Leben lang angehaftet hatte wie eine Krankheit. Ich konnte einfach nicht unpünktlich sein. Selbst wenn ich mir vornahm, auf keinen Fall pünktlich zu sein, hatte es nur zur Folge, dass ich wenigstens nicht zu früh kam. Seit ich Franz liebte, gelang es mir nur noch selten, irgendwo zur verabredeten Zeit einzutreffen, was mir anfangs peinlich, später gleichgültig war, und wofür die Stadt zahllose Entschuldigungen bot. Ihre Strassen waren verstopft, überschwemmt, verschüttet, gesperrt. Die Bahnen fielen aus, fuhren andere Strecken oder hatten keinen Anschluss. Die Stadt war im Bunde mit den Unzuverlässigen und Unberechenbaren, mit mir. Da die Verrücktheit fast gleichzeitig über uns gekommen war, empfand ich die veränderte Stadt wohl als normal, so wie zwei Betrunkene in der Trunkenheit des jeweils anderen nichts erkennen können als den beglückenden Gleichklang mit der eigenen berauschten Seele. Aber wer kennt sich schon mit der Verrücktheit aus. Ich könnte meinen damaligen Zustand ebensogut als meine naturhafte Normalität bezeichnen, da ich nur einem gewaltigen inneren Wollen folgte, ohne einen anderen Zwang gelten zu lassen. Ich habe mich damals schon gefragt, ob es ein Zufall war, dass Franz und ich unser Interesse für die Tierwelt so unterschiedlichen Spezies haben zuteil werden lassen, ich den ausgestorbenen Einzelgängern und Franz den kleinen, als Einzelexemplare lebensuntauglichen Ameisen, die erst als Volk einen vollkommenen Organismus darstellen.

Wenn Franz von der sinnvoll gefügten Staatsordnung einer beliebigen Ameisenart sprach, in der jede Gruppe so funktioniert, „wie unser Herz das Blut pumpt, unsere Lunge atmet, unsere Niere den Körper entgiftet, war ich nicht sicher, ob er eine ähnliche Fraglosigkeit auch für das Menschenleben, sogar für sein eigenes, wünschte, oder ob das faszinierte Vibrato in seiner Stimme eher von der Bedrohung herrührte, die er bei solchem Gedanken empfand. Obwohl ich zugeben muss, dass es für meinen Berufsstand lächerlich ist und auch meinem sonstigen, eher fatalistischen Verhältnis zur Natur des Menschen eher widerspricht, hat mich die genetische Diktatur der Ameisen immer empört.

Das Leben der Ameisen ist so sinnvoll geordnet, dass es auch dem kleinsten Bedürfnis nach seiner emotionalen Ausschmückung keinen Raum lässt. Die meisten Geschichten, die Franz mir erzählte, habe ich vergessen. Aber an die Honigtopfameise kann ich mich, wahrscheinlich wegen ihres anschaulichen Namens, gut erinnern. Sie lebt in den Wüstengebieten Südafrikas, Australiens und des südlichen Nordamerika. Die nahrungsarmen Zeiten fallen für die Honigtopfameise nicht in die Winterkälte, die ihren Stoffwechsel reduzieren würde, so dass die körpereigenen Fettzellen das Überleben sichern könnten. Die Nahrungsnot wird durch die Dürre ausgelöst und zwingt die Honigtopfameise zu intensiver Vorratswirtschaft. Während einer kurzen Zeit des Sommers sammeln sie den Nektar von den Galläpfeln der Zwergweiche und füttern damit ihre jüngsten Arbeiterinnen, deren Hinterleiber noch am elastischsten sind und sich bis zur Grösse einer Erbse ausdehnen können. Die abgefüllten Ameisen hängen sich wie Töpfe an die Decke des Baus, eine neben die andere, und verharren dort in ihrer Eigenschaft als Gefäss, bis ihr Inhalt benötigt wird. Hundert Ameisen können sich vierzehn Tage lang von dem

Inhalt eines Honigtopfs ernähren. Die angefüllte Ameise würgt den Nektar aus sich heraus und füttert damit die anderen. Wenn sie sich des Vorrats entleert hat, lebt sie weiter wie zuvor.

Obwohl der Überlebensdienst der Honigtopfameise nicht einmal tödlich endet, vielleicht sogar, weil er nicht tödlich endet, erschien mir von allen Ameisengeschichten, die Franz erzählte, die der Honigtopfameise am brutalsten; noch sinnvoller hätte es nicht zugehen können. Da ich gern habe, wenn etwas logisch ist, muss ich immer wieder darüber nachdenken, warum sich mir in Bezug auf die Ameisen das Wort unmenschlich aufdrängt, obwohl ich es auf andere, den Menschen ähnlichere Tiere niemals anwenden würde, weil es natürlich paradox und lächerlich ist, die Natur menschlich oder unmenschlich zu finden.

Ich habe keine Antwort gefunden, die intelligenter gewesen wäre als mein unlogisches Gefühl. Die Ameisen exerzieren uns vor, wie ein Staat geordnet sein muss, um in ihm hundertfünfunddreissig Millionen Jahre oder länger überleben zu können. Aber wer will schon leben wie die Ameisen? Und wer will schon untergehen? Ich entschied mich für den Untergang, und Franz behauptete, das sähe mir ähnlich. Immerzu wolle ich mich entscheiden. Obwohl niemand von mir verlange, wie eine Ameise zu leben, entschiede ich mich leidenschaftlich dagegen, sogar um den Preis meines Untergangs.

4. Beleuchten Sie das folgende Zitat. Die Textsorte ist Ihnen freigestellt.

Der Computer ist die logische Weiterentwicklung des Menschen: Intelligenz ohne Moral.

John Osborne (1929 – 1994), englischer Dramatiker